

# Der Weg des Falken

Roman

JAMIL  
AHMAD





Das Schicksal von Tor Baz steht unter einem schlechten Stern. Seine Eltern haben die Stammesregeln verletzt, waren jahrelang auf der Flucht und werden schließlich doch von ihren Angehörigen aufgespürt und erbarmungslos gerichtet. Den Sohn lässt man allein in der Wüste zurück. Zwar überlebt Tor Baz, doch sein Leben entpuppt sich als einzige Odyssee. Mal steht er unter der Obhut eines Soldaten, dann ist er Begleiter und Lehrling eines wandernden Mullahs, schließlich Ersatzsohn eines Paares, dessen eigener Sohn auf zweifelhafte Weise zu Tode kam. Tor Baz erlebt Stammeszwiste und Mädchenhandel, er begegnet Rebellen und Militärs, aber auch ganz normalen Männern und Frauen, die alles geben würden, um ihre traditionelle Lebensweise zu bewahren. Die jedoch beginnt sich vor ihren eigenen Augen aufzulösen.

*Jamil Ahmad* wurde 1933 in Jalandhar, Indien, geboren. Als pakistanischer Staatsbeamter arbeitete er vor allem in der Frontier Province und Belutschistan. Später war er Vorsitzender der Tribal Development Corporation. 1979, während der sowjetischen Invasion in Afghanistan, war er als Minister in der pakistanischen Botschaft in Kabul tätig. Sein Debüt *Der Weg des Falken* wurde erst dreißig Jahre nach seiner Entstehung veröffentlicht. In der Zeitschrift *GRANTA* erschien ein Teilabdruck. Der Roman war nominiert für die Shortlist des Man Asian Literary Prize sowie die des Commonwealth Prize. Zuletzt lebte Ahmad mit seiner deutschen Frau in Islamabad. Er starb 2014.

Jamil Ahmad

*Der Weg des Falken*

Aus dem Englischen von  
Giovanni und Ditte Bandini

Hoffmann und Campe

Die Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel *The Wandering Falcon* bei  
Penguin India und Hamish Hamilton, London.

1. Auflage 2018

Copyright © 2011 by Jamil Ahmad

Für die deutschsprachige Ausgabe

Copyright © 2013 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

*www.hoca.de*

Umschlaggestaltung: Sarah M. Hensmann © Hoffmann und Campe

Umschlagmotive: Wüste © Zack Frank/shutterstock;

Junge © R. C. Prakash

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gesetzt aus der Granjon

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-00301-7

  
HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

*Ein Unternehmen der*  
GANSKE VERLAGSGRUPPE

*Meiner wunderbaren Familie,  
vor allem meiner Frau Helga Ahmad*



## *Inhalt*

Die Sünden der Mutter	9
Eine Frage der Ehre	27
Das Sterben der Kamele	45
Der Mullah	75
Eine Entführung	93
Der Führer	113
Ein Pfund Opium	145
Die Ehe der Shah Zarina	157
Handel abgeschlossen	175
Danksagung	189





## *Die Sünden der Mutter*

**I**n der Wirrnis von zerbröckelnden, schartigen und verwitterten Hügeln, in der sich die Grenzen des Irans, Pakistans und Afghanistans berühren, befindet sich ein militärischer Stützpunkt mit etwa vierzig Soldaten Besatzung.

Einsam, wie alle solche Außenposten, ist dieser eine besonders furchterregend. Über Kilometer hinweg keine menschliche Behausung und keinerlei Vegetation, abgesehen von ein paar verkümmerten, unfruchtbaren Dattelpalmen, die sich wie irr aneinanderlehnen, und kein Wasser, außer einem Rinnsal zwischen salzverkrusteten Felsen, das zuzeiten, wie aus bösem Willen, ebenfalls austrocknet.

Doch die Natur hat sich damit nicht begnügt. In diesem Landstrich hat sie außerdem den gefürchteten *bad-e-sad-o-bist-roz* erschaffen, den Hundertzwanzig-Tage-Wind. Dieser Wind wütet während der vier Wintermonate und treibt dabei fast ununterbrochen Wolken von Sand und alkalischem Staub vor sich her, die so dicht sind, dass Menschen, die in sie geraten, kaum noch atmen oder die Augen offen halten können.

Es war nur natürlich, dass einige Männer, nachdem sie zu lang einer solchen Öde und Einsamkeit ausgesetzt waren, den Verstand verloren. Daher hatte sich mit der Zeit die Praxis eingebürgert, keinen Soldaten zwei aufeinanderfol-

gende Jahre auf diesem Posten zu belassen, damit niemand länger als hundertzwanzig Tage lang die verheerende Wirkung des Sturms ertragen musste.

Es herrschte gerade eine dieser kurzen windstillen Perioden, als der Mann und die Frau auf diesen zwischen den Senken der Hügel versteckten Stützpunkt stießen. Der Wind hatte drei Tage lang mit besinnungsloser Heftigkeit gewütet, und hätte seine Gewalt nicht plötzlich nachgelassen, wären die beiden an dem Posten, und damit an der einzigen Wasserquelle weit und breit, ahnungslos vorübergezogen. Tatsächlich hatten sie sich bereits darauf gefasst gemacht, durch die nahende Nacht weiterzuwandern, als der undurchdringliche Vorhang von Staub und Sand sich hob und das Fort mit seinen trostlosen Dattelpalmen offenbarte.

Die Soldaten, die während des Sturms aneinandergedrängt hinter geschlossenen Läden gekauert hatten, waren ins Freie gekommen, sobald der Himmel sich aufgeheilt hatte. Matt und entmutigt nach drei Tagen und Nächten in lichtlosen, stickigen und übelriechenden Quartieren, gingen sie jetzt umher, säuberten sich und sogen gierig frische Luft ein. Sie mussten diese kurze Ruhepause ausnutzen, ehe der Wind wieder aufkam.

Ein paar Männer bemerkten die zwei Gestalten und ihr Kamel, als sie den Höhenkamm erreichten und langsam und zögernd auf das Fort zuhielten. Beide wankten, während sie näher kamen. Die – wie die des Mannes ursprünglich schwarze – Kleidung der Frau war grau vor Staub und Sand, und Grate von verkrustetem Schlamm stachen scharf aus den Falten hervor, in die der Schweiß gesickert war. Selbst die liebevoll auf das Kleid der Frau und die Kappe des

Mannes aufgenähten Scheibchen von Spiegelglas wirkten glanzlos und blass.

Die Frau war von Kopf bis Fuß in Kleidungsstücke gehüllt, doch während sie näher kam, glitt ihre Kopfbedeckung herunter, sodass die zuschauenden Soldaten ihr Gesicht sahen. Sie unternahm einen halbherzigen Versuch, das Tuch wieder hinaufzuziehen, war aber offensichtlich zu erschöpft, um es wirklich wichtig zu nehmen, und konzentrierte ihre verbleibende Energie darauf, Schritt für Schritt auf die Gruppe von Männern zuzugehen.

Als der Schleier vom Gesicht der Frau glitt, wandten sich die meisten Soldaten ab, doch jene, die das nicht taten, sahen, dass sie kaum mehr als ein Kind war. Auch wenn das Aussehen ihres Begleiters nichts preisgab, so verrieten ihre geröteten, geschwollenen Augen, ihr verfilztes Haar und ihr unirdischer Gesichtsausdruck, was die beiden durchgemacht haben mussten.

Der Mann bedeutete der Frau, stehen zu bleiben, und ging allein weiter auf den *subedar* zu, der das Kommando über das Fort innehatte. Er hielt den Lauf eines alten, rostigen Gewehrs, das ihm über den Rücken hing, krampfhaft umklammert. Er hatte keine Zeit für Formalitäten.

»Wasser«, sagte seine heisere Stimme aus rissigen und blutenden Lippen, »wir haben kein Wasser mehr, gebt uns etwas Wasser.« Der *subedar* deutete wortlos auf einen halb-leeren Eimer, aus dem die Soldaten getrunken hatten. Der Mann hob den Eimer auf und ging zurück zur Frau, die jetzt auf dem Boden kauerte.

Er stützte ihren Kopf in seiner Armbeuge, befeuchtete das Ende ihres Schals im Eimer und drückte ein paar Tropfen Wasser auf ihr Gesicht. Zärtlich und ohne Scham ob der

vielen Augen, die ihn beobachteten, wischte er ihr das Gesicht mit dem feuchten Tuch ab, während sie in seinem Arm lag.

Ein junger Soldat lachte meckernd, verstummte aber augenblicklich, als sich die Augen seines Vorgesetzten und seiner Kameraden böse auf ihn richteten.

Nachdem er ihr Gesicht gereinigt hatte, schöpfte der Belutsche mit der rechten Hand etwas Wasser und spritzte ihr ein paar Tröpfchen auf die Lippen. Als sie Wasser spürte, fing sie an, wie ein Tierjunges an seiner Hand und seinen Fingern zu saugen. Urplötzlich warf sie sich auf den Eimer, steckte den Kopf hinein und trank mit langen keuchenden Geräuschen, bis sie sich verschluckte. Da schob der Mann sie geduldig zurück, trank selbst ein wenig und trug den Eimer zum Kamel, das ihn in einem einzigen Zug leer soff.

Der Mann trug den leeren Eimer zum Grüppchen von Soldaten zurück, setzte ihn ab und stand schweigend und regungslos da.

Endlich sprach der *subedar*. »Wir haben dir Wasser gegeben. Wünschst du sonst noch etwas?«

In dem Mann schien sich ein innerer Kampf abzuspielen, und nach einer gewissen Zeit erwiderte er sehr widerwillig den Blick des *subedars*. »Ja, ich wünsche Zuflucht für uns beide. Wir sind Siahpads aus Killa Kurd und auf der Flucht vor ihrer Familie. Wir waren drei Tage im Sturm unterwegs, und weiterzuziehen wäre sicherlich ...«

»Zuflucht«, unterbrach der *subedar* schroff, »kann ich nicht bieten. Ich kenne eure Gesetze gut, und weder ich noch einer meiner Männer wird sich zwischen einen Mann und das Gesetz seines Stammes stellen.«

Er wiederholte: »Zuflucht können wir dir nicht gewähren.«

Der Mann biss sich auf die Lippe vor innerer Qual. Durch seine Bitte um Zuflucht hatte er sich selbst erniedrigt. Er hatte seine Ehre aufs Spiel gesetzt, indem er angeboten hatte, sein Dasein als *hamsaya* zu verbringen, als einer, der im Schatten und unter dem Schutz eines anderen lebt. Er wandte sich wie zum Gehen, begriff aber, dass er keine andere Wahl hatte, als sich noch weiter herabzuwürdigen.

Wieder sah er dem *subedar* ins Gesicht. »Ich akzeptiere die Antwort«, sagte er. »Ich werde nicht um Zuflucht bitten. Kann ich für ein paar Tage Essen und Obdach haben?«

»Das können wir dir gewähren.« Der *subedar* beeilte sich, seine vorherige Härte wiedergutzumachen. »Obdach ist dir gewiss. Solange du es wünschst, solange du bleiben möchtest.«



In einiger Entfernung vom Fort gab es eine lange Reihe von Unterküften. Sie waren während des Ersten Weltkriegs errichtet worden, als die Mannschafsstärke dieses Forts für kurze Zeit fast auf das Hundertfache angestiegen war. Kaum war der Bau vollendet gewesen, hatte sich Sand an den Wänden angelagert. Langsam und unablässig war er höher und höher gestiegen und hatte, da ihn niemand wegräumte, nach wenigen Jahren die Höhe der Dächer erreicht. Im Lauf der Zeit hatten die meisten Wände und Decken unter seinem krümelnden Druck nachgegeben. Jetzt, fast fünfzig Jahre nach ihrer Errichtung, waren diese

Unterkünfte von Sandhaufen besetzt. Dennoch gab es einige wenige Räume, die noch nicht eingestürzt waren.

In einem davon gewährte man Gul Bibi und ihrem Geliebten Obdach. Ein paar Tage lang rührte sich das Paar kaum aus seiner kleinen Kammer. Die einzigen Lebenszeichen waren die sich öffnenden und schließenden Fensterläden, wenn der Wind nachließ oder erstarkte oder wenn die Soldaten Essen zur Hütte brachten. Eine Weile nachdem das Essen an der Türschwelle abgestellt worden war, öffnete sich die Tür verstohlen, und der Blechteller wurde hineingezogen, um eine Weile später wieder hinausgeschoben zu werden.

Als die Tage verstrichen, gewann das Paar offenbar an Mut. Wenn der Mann herauskam, um nach seinem Kamel zu sehen, ließen sie die Tür manchmal offen. Eines Tages kam dann auch die Frau heraus, um aus Dornensträuchern einen Besen zu binden, mit dem sie den Raum auskehren könnte. Nach einer kurzen Zeit der Untätigkeit fing der Mann aus eigenem Antrieb an, mit seinem Kamel Wasser für die Soldaten zu holen. Zweimal am Tag belud er das Tier mit Wasserschläuchen und suchte die Quelle auf. Einmal brachte er als Geschenk ein paar Körbe zum Fort, die das Mädchen aus Dattelpalmenblättern geflochten hatte. »Darin könnt ihr euer Brot aufbewahren«, erklärte er den Soldaten. Und diesem Muster folgte das Leben, während die Zeit verging. Aus Tagen wurden Wochen und aus Wochen Monate. Der Winter wich dem Sommer. Einige Soldaten verließen das Fort, als ihre Dienstzeit endete. Andere kamen an, um ihren turnusmäßigen Dienst an diesem Stützpunkt abzuleisten.

Bei jeder – selbst noch so unbedeutenden – Veränderung

schien sich das Paar für eine Weile zurückzuziehen. Sie wagten sich kaum nach draußen, und alle Läden blieben geschlossen. Dann, nach einer gewissen Zeit, kamen sie vorsichtig heraus und passten sich langsam der Veränderung an. In diesem Zustand erinnerten sie die Soldaten an kleine furchtsame Wüstenechsen, die beim geringsten Anzeichen von Gefahr Hals über Kopf in ihre Schlupflöcher huschen.

Von jedem abrückenden Trupp versuchten einige Soldaten, was sie aus ihrem dürftigen Besitz entbehren konnten, für das Paar zurückzulassen. Ein Paar halb abgetragene Schuhe, ein geflicktes Bettlaken, irgendwelche Aluminiumgefäße. Diese Sachen packten sie als Geschenk ein und legten sie auf der Schwelle der Hütte ab, bevor der Armeelaster sie zurück zum Hauptquartier fuhr. Dann begannen die Soldaten an jedem Zahltag Geld zu sammeln und bestanden darauf, es dem Mann dafür zu geben, dass er ihnen das Wasser holte. Das erste Mal weigerte er sich, das Geld anzunehmen, aber da die Soldaten ihm seine Ablehnung anscheinend übelnahmen, zwang er sich, die Bezahlung zu akzeptieren, ohne jedoch ein Wort des Dankes auszusprechen. Mit einer undeutbaren Miene nahm er das angebotene Geld entgegen, stopfte es in eine Tasche seiner abgerissenen Weste und ging. Tatsächlich kam es gelegentlich vor, dass neustationierte Soldaten sich durch seinen Ausdruck unendlicher Nachsicht, seine Unnahbarkeit und seine unbewegte Miene verunsichert fühlten. Doch mit der Zeit akzeptierte ihn jede neue Gruppe, auch wenn es niemand schaffte, die Barriere zu überwinden, die er um sich errichtet hatte.

Die wirkliche Veränderung kam erst mit der Geburt ihres Kindes.



Die Soldaten hatten sich an die immer gleiche Ansammlung von tristen Gebäuden mit ihren mürrischen und frustrierten Bewohnern gewöhnt, die einer wie der andere die auf diesem trostlosen Stützpunkt vergeudeteten Tage bedauerten und sich verzweifelt nach der Rückkehr in bewohnbarere Gegenden sehnten, nach den Bildern und Geräuschen überfüllter Basare, dem Geruch von Wasser und Vegetation, dem Gefühl von sauberer, frischgewaschener Kleidung auf der Haut und den Scherzen und dem Gefeielsche in den Läden. Doch mit der Nachricht von der Geburt schien sich die Atmosphäre von Groll und Verbitterung, die im Grunde ständig auf diesem Stützpunkt lastete, mit einem Mal zu lichten.

Für die meisten Soldaten war der Anblick des verrunzelten Neugeborenen mit seinen schwarzen Locken, das von seiner Mutter herumgetragen wurde, ein schieres Wunder. Das dünne klägliche Stimmchen des Babys rief Erinnerungen an ihre eigenen Familien wach, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen hatten.

Durch die Geburt ihres Sohnes hatte offenbar auch das Paar seine Ängste verloren. Ja die beiden schienen ihrer Sorgen und Spannungen endlich ganz entledigt zu sein.

Sobald die Jahreszeit der Sandstürme vorüber war, flocht die Frau aus Wüstengestrüpp ein Vordach und befestigte es über der Tür, zum Schutz gegen die starke Sonne der kommenden Sommermonate. Sie mischte etwas Lehm und Wasser und bestrich damit die Wände und den Fußboden des Zimmers und die Fassade der Hütte.

Sie tat mehr als das. Sie errichtete ein Mäuerchen von ungefähr sechs Zoll Höhe und fasste damit eine Fläche von der Größe zweier Betten vor ihrem Zimmer ein. Sie versah

ihren kleinen Hof auch mit einem Eingangstor – einem Zugang mit zwei Seitentürmchen, die jeweils von einem kleinen runden Knubbel gekrönt waren. Als sie damit fertig war, stand sie stolz davor und wartete darauf, dass es Abend wurde und ihr Mann zurückkehrte und ihr Werk sah.

Sie musste lange warten, denn sein Kamel hatte sich beim Grasen entfernt. Als er endlich heimkam, sah er ihr Werk lange an, ehe er etwas sagte. »Mein Herz, entferne die Türme, irgendetwas gefällt mir an ihnen nicht.«

Sie stand eine Zeitlang reglos da, und dann, als sie die Bedeutung seiner Worte verstand, stürmte sie auf sie zu und zerschlug sie wieder zu Lehm.



So, wie ein Jahr endete und ein neues begann, folgte *subedar* auf *subedar*. Ja das Paar maß den Lauf der Zeit anhand des Wechsels der *subedars*. Als der sechste eintraf, wussten sie, dass der Junge fünf Jahre alt war.

Und was für ein lebhaftes und munteres Kind er war! Mit Armeerationen aufgewachsen, sah er älter aus, als er war. Er verbrachte seine Tage damit, sich eigene Spiele ausdenken und sie allein mit sich zu spielen oder, von Fels zu Fels hüpfend, den Soldaten auf ihren Patrouillen zu folgen. Abends war er immer müde und kroch seiner Mutter auf den Schoß und schlief ein Weilchen, bevor sie sich ans Essen machten.

Eines Abends, als der Mann mit Wasser von der Quelle zurückkehrte, schlief der Junge noch immer auf dem Schoß seiner Mutter.

Sie machte Anstalten aufzustehen, aber der Mann hielt

sie mit einer Handbewegung auf. »Bleib noch ein wenig, ich sehe dich gern an. Du strahlst Frieden aus. – Ich frage mich, wie sein Leben sein wird, wenn er erst erwachsen ist. Was möchtest du, dass aus ihm wird?« Er sah die Frau an.

Sie dachte eine Weile nach. »Möge er ein Kameltreiber werden, schön und freundlich wie sein Vater«, murmelte die Frau.

»Und sich in die Tochter des *sardars* verlieben, die Frau seines Herrn«, entgegnete der Mann.

»Und sie entführen«, fuhr die Frau fort.

»In ein Leben von Elend und Kummer und Schrecken«, gab der Mann zurück.

»Sag das nie wieder. Du darfst niemals so reden!«, flüsterte sie.

Der schlafende Junge schlug plötzlich seine dunklen Augen auf und sagte lachend: »Ich habe euch zugehört, und ich werde euch sagen, was aus mir wird! Ich werde ein Häuptling sein, ich werde Pferde und Kamele besitzen. Ich werde eure Freunde bewirten und euren Feinden die Stirn bieten, wo immer sie auch sind!«

Sanft schob die Frau den Jungen von ihrem Schoß und begann, die Abendmahlzeit vorzubereiten.



Eines Wintermorgens, als das Paar vor der Hütte saß, tauchte plötzlich ein Kamelreiter auf und ritt geradewegs zum Fort. Sein Erscheinen war so unerwartet, dass ihnen keine Zeit blieb, sich zu verstecken. Also blieben sie regungslos sitzen, während der Fremde seine Geschäfte